Der Deserteur.

Roman von O. Elster.

(12. Fortsetzung.)

„Ja so — na, ich hab nichts zu fürchten. Sie kennen mich nicht und müssen mich schon wieder laufen lassen. Vielleicht kann ich Euch aber nicht mehr erreichen. Also hört — wenn Ihr dreimal hintereinander den Pfiff eines Habichts hört, dann macht Euch auf die Sohlen und lauft so rasch Ihr könnt auf die Grenze zu. Vielleicht daß Ihr hinüberkommt... und damit Gott befohlen!"

Er verschwand im Gebüsch und Hauviller bahnte sich mühsam und an allen Gliedern zitternd einen Weg durch das Dornengestrüpp in die Schlucht.

Hier fand er auch die halbzusammengesunkene Köhlerhütte und kroch hinein.

In einem dunklen Winkel verbarg er sich und lauschte athemlos mit wild pochendem Herzen und heftig pulsirenden Schläfen. Der Schweiß verlor ihm in großen Tropfen von der Stirn und rieselte ihm an der Brust nieder. Er zitterte an allen Gliedern, nicht aus Furcht, sondern infolge der Anstrengung des mehrstündigen Marsches.

Er fühlte sich wie zerschlagen — matt bis zum Sterben. Der Kopf sank ihm auf die Brust, er war dem Einschlummern nahe. Mit Gewalt raffte er sich empor. Er durfte nicht schlafen! Er durfte seiner Ermüdung nicht nachgeben. Er hätte ja sonst das Signal seines Führers überhören können.

Er horchte angestrengt — er starrte mit brennenden Augen in die Finsterniß, die ihn umgab. Seine Hand krampfte sich um den Revolver — flüchtig schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, seinem Leiden durch einen Schuß ein Ende zu machen — aber die Liebe zum Leben siegte, noch war ja nicht alle Hoffnung verloren.

Und wieder lauschte er in die Finsterniß hinaus.

Da — da ertönte ein Pfiff — laut und gellend — und abermals — doch jäh brach der Pfiff ab und ein Schuß krachte...

Hauviller sprang empor! — Was sollte er thun? — Der Schuß konnte kaum dreihundert Schritt weit abgefeuert sein! —

Er kroch vorsichtig aus der Hütte und blickte sich um. Es war fast ganz finster. Aber in dem Gebüsch rauschte und raschelte es. Jetzt brach eine dunkle Gestalt aus dem Dickicht und flog auf die Hütte zu.

Es war der Waldarbeiter.

„Fort — fort!" rief er. „So schnell Eure Füße Euch tragen können. Sie sind uns auf den Fersen — haben auf mich geschossen! — Fort — fort."

Und er stürzte sich in das Dickicht und war im nächsten Augenblick verschwunden. Wie bei einem fliehenden Hirsch, so hörte man das Krachen und Knacken der Zweige.

Hauviller wollte ihm folgen. Aber in der Verwirrung wußte er nicht, wohin er sich wenden sollte. Er lief aufs Geradewohl fort, da stieß er gegen einen Baum — er strauchelte — er taumelte nieder — raffte sich wieder empor — wollte weiter eilen — da traten ihm mehrere dunkle Gestalten entgegen... Halt!" rief eine Stimme, in der Hauviller diejenige Haralds erkannte. „Wer seid Ihr? Ihr müßt Euch legitimiren. Bleibt stehen oder ich lasse Feuer geben..."

Eine maßlose Wuth erfaßte Hauviller. Also Harald war sein Verfolger — er, den er in sein Haus, in seine Familie aufgenommen, dem er heute noch die Hand seiner Tochter zugesagt hatte? — Ach und jetzt hetzte der Geliebte seiner Tochter ihn, wie ein wildes Thier?!

Hauviller duckte sich hinter einen Baum und erwiderte nichts. Seine Brust keuchte, seine Seele war erfüllt von finsteren Rachegedanken. Lieber sterben, als sich diesem seinem Gegner ergeben.

„Antwortet!" rief Harald noch einmal. „Wer seid Ihr?"

Da hielt sich Hauviller nicht länger. In voller Wuth rief er: „Kommt und seht selbst!"

Und er erhob den Revolver.

„Ah," entgegnete Harald, „Sie sind es, Monsieur Hauviller! Ich ersuche Sie, sich zu ergeben — jeder Widerstand ist nutzlos, Sie sind umstellt."

Der junge Offizier trat einige Schritte vor.

„So fahre zur Hölle!" rief Hauviller und sein Revolver krachte.

Harald taumelte zurück, er fühlte das Blut heiß über seine Stirn rinnen.

In demselben Augenblick krachte aber auch ein Schuß von der anderen Seite der Schlucht her, ein gellender Aufschrei, und die Gestalt des Flüchtlings fiel mit dem Gesicht in das Gras und blieb regungslos liegen.

Harald sprang auf den Niedergestürzten zu und hob ihn empor, ein dumpfes Röcheln entrang sich der Brust des Unglücklichen und Harald fühlte, wie ein Blutstrom über seine Hände rann.

„Wer hat den Schuß abgegeben?" fragte er.

„Ich, Herr Oberleutnant," entgegnete der Unteroffizier Marten, aus der Reihe der sich sammelnden Soldaten tretend.

„Sie haben voreilig gehandelt, Unteroffizier Marten," sagte Harald. „Es war nicht nöthig, auf den Flüchtling zu schießen, denn er war von allen Seiten umstellt und konnte nicht mehr entkommen. Ich hatte Befehl gegeben, nur im Nothfall zu schießen."

„Verzeihen, Herr Oberleutnant," erwiderte der Unteroffizier, „ich glaubte, daß ein solcher Nothfall vorläge. Der Mann hat ja selbst geschossen und Herrn Oberleutnant sogar verwundet."

„Ach, ein leichter Streifschuß an der Stirn..." sagte Harald und fuhr mit dem Taschentuch über Stirn und Wangen, die von Blut ganz benetzt waren. Er fühlte einen intensiven Schmerz im Kopfe, ein Brennen und Reißen, die Revolverkugel Hauvillers hatte doch eine tüchtige Schramme gezogen, wenige Zentimeter weiter nach rechts und der Schuß wäre unbedingt tödtlich gewesen.

„Wollen Herr Oberleutnant mir gestatten, die Wunde zu verbinden?" fragte der Lazarethgehilfe, welcher die Kompagnie begleitete.

Harald verbiß den Schmerz der Wunde.

„Bekümmern Sie sich zuerst um unseren Gefangenen," befahl er. „Der scheint Ihre Hilfe nöthiger zu haben, als ich."

„Oder überhaupt nicht mehr," murmelte Unteroffizier Marten, der als vortrefflicher Schütze in der Kompagnie bekannt war und schon mehrere Schießabzeichen auf dem Aermel seiner Uniform trug.

Der Lazarethgehilfe kniete bei dem schwer Verwundeten nieder. Einige Jäger hatten Fichtenzweige abgehauen und sie zu einer Art Fackeln zusammengedreht. Prasselnd flackerte die röthliche Flamme des harzreichen Holzes empor und beleuchtete in eigenartiger Weise die Szene, die einem Bilde aus einem romantischen Schauspiel glich.

Nach kurzer Untersuchung sah der Lazarethgehilfe empor.

„Da ist wohl nichts mehr zu machen, Herr Oberleutnant," sagte er. „Das Geschoß hat von rückwärts die Brust durchbohrt, ich glaube, er hat nicht lange mehr zu leben."

„Aber er lebt noch?"

„Ja."

„Nun, so wollen wir ihn fortschaffen. Macht eine Tragbahre!"

Aus Gewehren und abgehauenen Tannenzweigen wurde eine Tragbahre hergestellt, und der Schwerverwundete darauf gelegt, der von Zeit zu Zeit schmerzvoll aufstöhnte.

„Blasen Sie: Kompagnie Sammeln!" befahl Harald dem Hornisten. „Und dann vorwärts, nach Lützelburg zurück..."

Der Zug setzte sich in Bewegung. Abwechselnd trugen vier Mann den Verwundeten, neben dem Harald dahinschritt, in schmerzlichen trüben Gedanken versunken, ohne auf die eigene Wunde zu achten.

Der Lazarethgehilfe hatte seine Stirn mit einem Tuch fest umwunden, so daß wenigstens die Blutung einigermaßen gestillt wurde. Dennoch nahmen die Schmerzen immer mehr zu, so daß Harald öfters einen Seufzer unterdrücken mußte. Er fühlte auch, wie er auffallend schwächer wurde. Die Wunde, der Blutverlust, die Aufregung und Anstrengung des Tages, hatten seine Kräfte aufgezehrt; dazu kamen die schmerzlichen Gedanken, die Gewißheit, daß sein Lebensglück, seine Liebe, durch die Ereignisse dieses Tages vernichtet waren, der Gedanke an Henriette und deren Mutter, denen er den Vater und Gatten sterbend in das Haus brachte — wahrlich, es bedurfte seiner ganzen moralischen Kraft, um sich aufrecht zu halten.

Zu alledem war auf den schwülen Sommertag eine stürmische Gewitternacht gefolgt. Dichte, schwarze Wolken ballten sich über den Vogesen zusammen; ein heftiger Sturm brauste in den Kronen der Bäume und pfiff über die Hochebene, auf der die kleine Festung lag. Grelle Blitze zuckten, krachend rollte der Donner und prasselnd stürzte der Regen herab, als man eben das Thor der Festung erreichte.

Jetzt war aber auch die Kraft Haralds zu Ende. Er gab noch den Befehl, den Schwerverwundeten nach dem Garnisonslazareth zu bringen, dann sank er ohnmächtig nieder.

18. Kapitel.

Ein Zusammentreffen.

Leutnant Krumbholtz, oder kurzweg Lulu, hatte am Tage der Flucht Hauvillers in dem verlassenen Steinbruch in der That Mademoiselle Julie erwartet und das zarte, rosafarbene Briefchen, welches er in der Hand gehalten, kam von ihr.

Schon seit langem hatten die Augen der beiden jungen Leute Bekanntschaft und Freundschaft geschlossen. Wenn sich die Beiden auf der Straße begegneten, dann lachten sich ihre Augen so lustig an, als wollten sie sagen: „Wir beide passen doch eigentlich sehr gut zu einander. Wie schade, daß wir nicht zusammen kommen können."...

Lulu verstand sich vortrefflich auf die Augensprache und um der Wahrheit die Ehre zu geben, Mademoiselle Julie war eine gelehrige Schülerin. Aber Lulu war auch ein vorsichtiger Mann, der nicht mit der Thür in das Haus fiel und seine Zeit abzuwarten wußte, und Julie besaß dennoch zu großen Stolz, um eine Annäherung herbeizuführen.

Da kam der Zufall, wie so oft, den Leutchen zu Hilfe.

Als Lulu eines Nachmittags von dem Schießstand heimkehrte und um den Weg abzuschneiden durch den verlassenen Steinbruch kletterte, sah er Julie, welche an der entgegengesetzten Seite des Grabens flink wie eine Eidechse emporkletterte und plötzlich, wie von der Erde verschlungen, in den Felstrümmern verschwand.

Lulu war neugierig und er beschloß sofort, diesen seltsamen Verschwinden des jungen Mädchens nachzuforschen. Er kletterte ihr nach, zerriß sich die Hände an den Dornen, stieß sich die Kniee an einigen Felsstücken wund, fand aber glücklich den Eingang in den alten Minengang.

Schon wollte er eine nähere Untersuchung dieses dunklen Loches vornehmen, als ihm Julie erröthend entgegentrat.

„Mademoiselle Julie?! — Woher kommen Sie?!" fragte er erstaunt.

„Direkt aus dem Innern der Erde," entgegnete sie lächelnd.

„Aber das ist ja ein wirklicher unterirdischer Gang? — Eine alte Mine, wenn mich nicht alles täuscht? — Und in diese alten Minengänge wagen Sie sich hinein?"

„Weshab nicht? — Es wohnen da nur Fledermäuse und Ratten. Die thun mir nichts."

„Ich bewundere Ihren Muth. Ich darf doch auch eintreten?"

„Ich verwehre Ihnen den Eingang nicht, aber ich habe eine Bitte."...

„Die ich sicherlich erfüllen werde."

„Verrathen Sie mich nicht. Die Militärbehörde würde sonst den Gang zumauern lassen."

„Sie benutzen also den Gang öfter?"

„Wenn ich unbeobachtet sein will."

„Nun denn, ich will Ihr Geheimniß bewahren, unter der Bedingung, daß ich ebenfalls davon Gebrauch machen kann."

„Zu welchem Zweck?"

„Um Sie öfter zu sehen, Mademoiselle Julie."...

Eine tiefe Gluth überflammte die Wangen des jungen Mädchens.

„Sie sind nicht blöde," entgegnete sie mit verschämtem Lächeln.

Er ergriff ihre Hand. „Sind Sie mir deshalb böse, Julie?"

Ihre Augen begegneten sich. Dann lachte Julie lustig auf und versuchte ihm ihre Hand zu entziehen. Aber er hielt sie um so fester und zog sie mit sanfter Gewalt an sich und da lag sie plötzlich an seiner Brust und ihre Lippen glühten ihm so frisch entgegen, daß er nicht widerstehen konnte und sie küßte.

„Meine liebe Julie — kannst Du mich ein wenig lieb haben?"

Sie nickte ihm lächelnd zu.

„Ich habe Dich schon lange lieb, Du böser Mann —"

Seit dieser Stunde trafen sich die beiden Liebenden öfter in dem alten Steinbruch. Julie schrieb einen ihrer kleinen rosafarbenen Briefchen und Lulu war sicherlich zu der festgesetzten Stunde zur Stelle. Zuweilen schlug Julie das Gewissen und sie versicherte Lulu sehr ernsthaft, sie würde nicht mehr wiederkommen, denn er sei ein ganz leichtsinniger Mensch, der gewiß auch ihre heimlichen Zusammenkünfte nicht verschweigen werde. Lulu wußte sie jedoch stets wieder zu beruhigen, er nahm sie einfach in die Arme und küßte ihre Bedenken weg.

In der That hütete sich Lulu auch, über seine Liebe zu der reizenden Julie zu sprechen. Das Geheimniß war viel zu süß, als daß er selbst seinem besten Freunde, Harald, davon Mittheilung gemacht hätte. An die Zukunft dachte der leichtsinnige Lulu dabei überhaupt nicht; er wollte nicht daran denken, denn er mußte sich dann gestehen, daß seine Liebe durchaus hoffnungslos war. Julie war ein armes Mädchen, das von der Gnade seiner Verwandten lebte, und er hatte weniger als nichts, das heißt: er hatte noch obendrein Schulden, die ihm schon manche bittere Stunde bereitet hatten. So lebten die beiden leichtsinnigen jungen Leutchen nur der glücklichen Gegenwart, küßten sich, lachten zusammen, stritten sich auch hin und wieder und versöhnten sich dann wieder, was immer eine ganz besondere Freude war.

Sie waren wie zwei glückliche, frohe Kinder, denen der Ernst des Lebens noch nicht aufgegangen war.

Auch an jenem verhängnißvollen Tage hatte Lulu Fräulein Julie erwartet. Er hatte nichts von den sich vorbereitenden Ereignissen gehört, da er seit dem frühen Morgen auf den Schießständen zugebracht, daselbst in der Kantine zu Mittag gegessen hatte und erst am Nachmittage nach Lützelburg heimkehrte. Auf diesem Heimwege hatte er Julie in dem alten Steinbruch zu treffen gehofft und war sehr ärgerlich über die getäuschte Hoffnung fortgegangen.

In der Stadt selbst erfuhr er, was vorgefallen war, und konnte sich nunmehr das Fernbleiben Julies erklären.

Er überlegte, ob er zu Gunsten Julies etwas thun könne, kam jedoch zu der Einsicht, daß es am besten sei, den Gang der Ereignisse ruhig abzuwarten. Er war ja von der Unschuld Julies an dem Verbrechen ihres Oheims überzeugt; man würde sie mithin schon bald wieder der leichten Haft entlassen. Wenn er jetzt für sie eintrat, dann mußte er ihr Verhältniß offenbaren und konnte sie nur kompromittiren.

Also schwieg er und wartete ruhig den Lauf der Dinge ab. Bald sah er ein, wie recht er gehabt, zu schweigen, denn schon gegen Abend wurde die Besetzung des Hauviller'schen Hauses zurückgezogen und die Haft der Damen war beendigt. Der untersuchungsführende Beamte hatte nichts Belastendes gegen die Damen auffinden können. Jedermann war auch überzeugt, daß sie völlig unschuldig seien.

So lebhaft wie an dem heutigen Abend war es auf den Straßen der kleinen Stadt seit langer Zeit nicht gewesen. Auf dem Marktplatz, in der Kastanienallee promenirten die Offiziere in eifrigem Gespräch auf und ab, die Chancen der Gefangennehmung des flüchtigen Hauviller erwägend. Vor den Häusern standen die Einwohner in kleinen Gruppen und besprachen ebenfalls das Ereigniß, welches von einigen verurtheilt, von anderen wieder gutgeheißen wurde, je nachdem die Betreffenden ruhige Bürger oder heißblütige französische Patrioten waren oder wenigstens scheinen wollten.

Kinder und Hunde trieben sich zwischen den Gruppen der Erwachsenen umher, balgten sich und lärmten und lachten.

Ordonnanzen und Polizisten eilten hierhin und dorthin und auf dem Telegraphenamt herrschte eine rege Thätigkeit bis spät am Abend.

Erst das aufsteigende Gewitter vertrieb die Spaziergänger und die plaudernden Gruppen von den Straßen, die nunmehr öde und still dalagen.

Nur Lulu hatte sich durch den Regen nicht vertreiben lassen. Er ging in der Straße vor dem Hause Hauviller auf und ab, in der Hoffnung, Julie zu sehen. Eine innere Stimme sagte ihm, daß Julie auch an ihn denke und vielleicht seine Hülfe suchen würde. Er wollte ihr nahe sein, um ihr sofort beispringen zu können.

Seine Hoffnung, Julie zu sehen, sollte ihn nicht getäuscht haben. Als der Regen etwas nachgelassen hatte, öffnete sich die Hausthür ein wenig und ein blasses Gesicht, auf das der Schein der Straßenlaterne fiel, lugte vorsichtig heraus.

Es war Julie!

Rasch war er an ihrer Seite.

„Julie, mein armes Mäuschen, welch ein schlimmer Tag."

„Du bist es, Ludwig... ich danke Dir, daß Du gekommen bist... ich sah Dich vom Fenster aus und wollte Dich fragen, ob man noch keine Nachricht von meinem Onkel hat."

„Nein, Julie. Aber ich denke, man wird ihn fangen."

„Oh, Lulu — wie hartherzig bist Du!"

„Na, meine liebe Julie — Strafe hat Dein vortrefflicher Oheim doch wohl verdient. Aber das wollen wir den Gerichten überlassen, sag mir nur, ob ich Dir irgendwie helfen kann."

„Ach, Lulu... wie könntest Du uns helfen? — Tante und Henriette sind trostlos. Hast Du Deinen Freund nicht gesehen?"

„Harald?"

„Ja."

„Er ist bei der Abtheilung, welche Hauviller verfolgt."...

„Wie? Er ist dabei? — Ah, dann entkommt mein Onkel gewiß!"

„Wie meinst Du das, Kleine?"

„Nun, er wird ihn doch entwischen lassen."...

„Mein Fräulein, Sie müssen bedenken, daß Harald seine Pflicht als Offizier niemals vernachlässigen wird, und diese Pflicht gebietet ihm, Monsieur Hauviller festzunehmen."

„Aber"...

„Da gibts kein Aber, meine Kleine. Ich würde selbst Deinen Vater verhaften, wenn es mir befohlen würde."

„Oh, Du grausamer Mensch."...

„Ja, das ist nun einmal unsere Pflicht. — Doch horch, ich höre eine marschirende Abtheilung! Sollten sie zurückkehren?"

Vom Thore her vernahm man den Schritt vieler Menschen, die im eiligen Marsch begriffen waren. Die Fenster und Thüren der Häuser öffneten sich; man rief einander zu: „Da kommen sie!" — „Haben sie ihn gefangen?" — „Ja, sie bringen ihn."... „Da ist er — da ist er!" — Nein, nein — „mein Gott — er ist todt — seht doch nur! Seht doch nur!" — Sie haben ihn erschossen."...

So tönten die Rufe der sich immer mehr ansammelnden Menge durcheinander, welche die zurückkehrenden Soldaten umdrängte.

Julie erbebte.

„O lieber Himmel — sollte es wahr sein — ?"

„Warte einen Augenblick — ich bringe Dir Nachricht!"

Lulu drängte sich durch die Menge. Als die Soldaten den Offizier erkannten, machten sie Halt.

„Habt Ihr den Flüchtling gefangen?" fragte Lulu.

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant," entgegnete ein Sergeant.

„Aber er ist schwer verwundet."...

„Wo ist Leutnant von Heineck?"

„Auch er ist verwundet, Herr Oberleutnant. Er ist vorhin ohnmächtig geworden — da, die beiden Jäger tragen ihn."...

Lulu trat auf den Freund zu, der noch immer bewußtlos auf den Armen der Soldaten ruhte; das blutüberströmte Gesicht von Todesblässe überzogen.

In diesem Augenblicke ertönte ein lauter Schmerzensschrei und mehrere Frauengestalten durchbrachen die Menge die ihnen scheu Platz machte, und stürzten neben der Bahre Hauvillers nieder auf die Knie.

„Mein Vater — mein armer Vater," schluchzte Henriette, während Frau Hauviller ihr Gesicht weinend in die Hände verbarg und Julie schreckensbleich auf den regungslosen Körper des Verwundeten starrte.

„Lassen Sie uns ihn weitertragen, Madame," sagte der Sergeant ernst, aber freundlich. „Wir sollen ihn nach dem Hospital bringen — vielleicht ist er noch zu retten."...

„Nach dem Hospital? — Nein, nein, bringt ihn in mein Haus," bat Frau Hauviller.

„Wir dürfen nicht, Madame. Leutnant von Heineck hat mir befohlen, den Verwundeten nach dem Hospital zu bringen."

„Leutnant von Heineck? — Wo ist er?"

„Dort, Madame," der Sergeant wies auf die Gruppe, welche sich um den verwundeten Harald gebildet hatte. Dieser war wieder zum Bewußtsein gekommen. Er stützte sich auf Lulu, der versuchte, ihn fortzuführen, ohne daß er Henriette und Frau Hauviller bemerkte.

Aber es war schon zu spät.

Madame Hauviller und Henriette traten auf ihn zu.

„Herr von Heineck..."

„Madame — Henriette — Sie hier? — Ah, welch ein Wiedersehen? — Henriette, ich schwöre Dir, daß ich an dem Unglück unschuldig bin... ich hatte befohlen, nicht zu schießen."

(Fortsetzung folgt.)

Unbekannte Berühmtheiten.

Man wirft in der Oeffentlichkeit gar zu gern mit den Worten „weltberühmt", „weit über die Grenzen des Reichs hinaus berühmt" und „in weitesten Kreisen berühmt" herum. Wenn man aber näher zusieht, handelt es sich gewöhnlich um Berühmtheit in einem recht beschränkten Kreise. Es gibt „weltberühmte" Mediziner, von denen der Philologe, der Jurist und der gewöhnliche Staatsbürger gar nichts wissen, und umgekehrt Koryphäen unter den Philologen und Juristen, deren Namen man im Publikum niemals gehört hat. Es gibt Persönlichkeiten auf dem Gebiete der Industrie, ja sogar der Kunst, die in ihren Kreisen ein außerordentliches Ansehen genießen, und die man außerhalb dieser Kreise nicht einmal dem Namen nach kennt, von denen man nie etwas gehört hat. Der Kaufmann ist erstaunt, wenn man ihm erklärt, man habe den Namen irgend einer berühmten Persönlichkeit auf dem Gebiete des Handels niemals gehört; er begreift es nicht, wie man diesen berühmten Mann nicht kennen kann, einen Mann, der in mehreren Erdtheilen in der Handelswelt bekannt sei. Unmittelbar darauf aber setzt uns der erstaunte Kaufmann selbst wieder in Erstaunen, weil er irgend eine Persönlichkeit, die in unserem Interessenkreise außerordentlich bekannt und berühmt ist, absolut nicht kennt.

Man glaubt immer, die Künstler und Künstlerinnen seien überall bekannt, wenn sie erst berühmt geworden sind. Das ist aber ein Irrthum, und die künstlerische Eitelkeit erlebt da recht sonderbare Dinge. „Mein Name ist So und So", sagt der berühmte Künstler, wenn er sich zwanzig Meilen von seinem „Wirkungsorte" jemand vorstellt, und er erwartet, daß der Angeredete einfach zusammensinkt, erdrückt von dem Bewußtsein, einen so berühmten Mann zu sprechen. Da aber der Angeredete kalt und ungerührt bleibt, setzt der Künstler in drohenderem Tone hinzu: „Ich bin der Hofschauspieler So und So." Das kleinste Uebel ist noch, wenn er erfährt, daß der Mann seinen Namen nie gehört hat; peinlicher ist es, wenn er die Antwort erhält: „So, so, Sie sind der Komödiant, ich glaube, ich habe schon mal von Ihnen was gehört." Wer es wirklich zu einiger Berühmtheit oder wenigstens Bekanntheit im Publikum gebracht hat und nicht unter Künstler-Eitelkeit leidet, wird sehr bescheiden; denn er weiß, daß er jeden Tag Leuten begegnen kann, die niemals etwas von ihm gehört haben, obgleich sie nach ihrem Bildungsgrad oder ihrer Lebensstellung doch mehrmals auf seinen Namen gestoßen sein müßten.

„Gibt es einen Deutschen, der die Namen Schiller und Goethe nicht kennt?" ruft der Redner emphatisch bei irgend einer festlichen Gelegenheit aus, und er würde sehr erstaunt sein, wenn man ihm antwortete: „Es gibt Hunderttausende von Deutschen, die sich bei diesen Namen gar nichts denken können." Vor einer Reihe von Jahren hat ein Oberlehrer in Mitteldeutschland zum Studium der Volksbildung an Hunderte von Menschen aus halbgebildeten Kreisen die Frage gestellt: „Wer waren Schiller und Goethe?" und die Antworten, die er bekam, waren geradezu niederschmetternd für diejenigen, die da glauben, es gebe keinen Deutschen, der nicht wüßte, was man sich bei den Namen Schiller und Goethe zu denken hätte. Die beste Antwort, die man auf diese Frage bekommen kann, lautet noch immer: „Schiller und Goethe sind zwei Gipsfiguren."

Man darf also getrost annehmen, daß es keine allgemeine Berühmtheit gibt. Selbst bei Nationalheroen, mit Ausnahme von Bismarck und Moltke, kann festgestellt werden, daß schon die nächste Generation zum großen Theil wenig oder nichts mehr von der einst so gefeierten Geisteshelden, großen Feldherren oder Staatsmännern weiß. Es sind immer wieder gewisse Interessentengruppen oder lokal begrenzte Kreise, in denen trotz des heutigen internationalen Verkehrs und der vielen Zeitungs- und Journal-Lektüre Berühmtheiten wirklich bewerthet werden.

Der alte Wrangel ist allerdings ein klassischer Zeuge, aber die nachfolgende Anekdote ist ein Beweis dafür, daß sich schließlich jeder Mensch nur um gewisse Dinge kümmert. Die Literatur lag für den alten Wrangel fernab von seinen Interessen, während er sich für militärische Angelegenheiten natürlich auf das lebhafteste interessirte. In den fünfziger Jahren war Freiherr von Putlitz ein gefeierter Dichter; besonders sein Buch „Was sich der Wald erzählt" hatte großes Aufsehen erregt. Er sollte Wrangel vorgestellt werden, und der Adjutant flüsterte Wrangel vorher noch ins Ohr: „Er hat soeben ein berühmtes Buch erscheinen lassen: „Was sich der Wald erzählt"!" Wrangel nickte verständnißinnig und reichte dem berühmten Dichter die Hand mit den Worten: „Freut mir, Ihnen kennen zu lernen, Herr von Putlitz; wie lange sind Sie schon beis Forstfach?"

Man kann aber sehr berühmt sein und braucht deshalb doch nicht bekannt zu sein. Besonders in Großstädten läuft man wahrscheinlich tagtäglich an weltberühmten Leuten vorbei, die man nicht kennt. Man sollte glauben, daß heutzutage jeder Mensch, der einigermaßen die Oeffentlichkeit in Anspruch nimmt und bildlich in Hunderten von verschiedenen Zeitschriften dargestellt wird, sehr bekannt sein müsse. Aber auch diese Bilder werden von dem raschlebigen Publikum schnell vergessen. Selbst Persönlichkeiten, deren Porträte wöchentlich mehrmals erscheinen, sind nicht so sehr bekannt. Wie wären sonst die vielen Qui-pro quos möglich, die den Monarchen begegnen? Ist es doch selbst dem deutschen Kaiser in Kiel passirt, daß ihn Posten nicht durchlassen wollten, weil sie ihn nicht kannten. Der Kaiser trug nur ein einfaches Bord-Jackett und kam z. B. allein an die Barbarossa-Brücke. Der Posten aber ließ ihn mit der Erklärung nicht durch: Es darf niemand passiren, denn wir erwarten Seine Majestät den Kaiser."

Als Ludwig I. von Bayern eines Tages in München spazieren ging, erwies ihm ein Posten kein Honneur. Er trat an diesen heran und fragte ihn barsch: „Kennt Er mich nicht?" — „Nein," sagte der Posten. — Darauf fragte der König noch barscher: „Von wem hat Er denn Sein Brot?" Mit dieser Frage aber kam er schlecht an, denn der grobe Bayer erwiderte ihm: „I, du Lump, du bist also der Malefiz-Bäck, der uns die kleinen Wecken in die Kaserne liefert?"

Am leichtesten vergessen werden und am unbekanntesten bleiben die Berühmtheiten, die nur für kurze Zeit das öffentliche Interesse in Anspruch nehmen. Und dabei sind die Thaten dieser Leute, seien es Soldaten, Arbeiter, Seeleute, oft so heroisch, daß diese Helden verdienten, über ihre Lebenszeit hinaus bewundert und gepriesen werden. Ihr Ruhm ging auf wie ein Meteor, glänzend und leuchtend; ihr Name war in aller Munde, ihre That wurde in tausend Zungen gefeiert. Aber dann erlosch das Meteor, man hat zunächst die Namen, dann auch die That vergessen, und wie die Leute aussehen, wissen nur diejenigen, die in ihrer unmittelbaren Umgebung leben.

Beim Ordensfeste des Jahres 1888 befand sich unter den mit dem Rothen Adlerorden Dekorierten auch der Geheime Sanitätsrat Dr. Heinrich Hoffmann in Frankfurt a. M. Die Zeitungen brachten die Nachricht, daß der so Ausgezeichnete der Verfasser des Kinderbuches vom „Struwelpeter" sei. Bei Hunderttausenden, die diese Nachricht lasen, rief sie Sensation hervor. Die allermeisten Menschen wußten nicht, daß der Verfasser des „Struwelpeter" ein Arzt Namens Hoffmann war, und die wenigen, die das vielleicht gewußt hatten, riefen erstaunt: „Lebt denn der Mann noch? Wir glaubten, er sei längst todt!"

Alle ihr Ehrgeizigen, die ihr da glaubet, es gäbe nichts Herrlicheres, als berühmt zu sein, besonders ihr, Leserinnen (denn die Frauen sind durch natürliche Veranlagung viel ehrgeiziger als die Männer), die ihr es als höchstes Glück betrachtet, bekannt und berühmt zu sein, erinnert euch daran, daß auch die Berühmtheit nichts ist als ein Strohfeuer oder höchstens ein kleines Licht, das man nur auf eine bestimmte Entfernung sieht. Unter vielen Millionen gibt es nur hin und wieder einen Menschen, dessen Geist und dessen Andenken zu einer Leuchte wird, die über die ganze Kulturwelt und durch Jahrhunderte hindurch strahlt.

A. O. Klaußmann.

Außer den Bombenmachern und Bombenwerfern streikt in Rußland Alles, sogar die Polizei.